

verhältnis zwischen Sein und Sollen, vom Wirklichen und Guten. Das Sein und das Gute, die ontologische und deontologische, moralische Ordnung müssen im letzten eins sein.

Das Sein des Menschen sieht aber die zweitausendjährige Tradition der katholischen Naturrechtslehre in der Gottesebenbildlichkeit des Menschen, die seine kosmische Stellung vor Gott und in der Gemeinschaft des irdischen Lebens umschreibt. So wird nächstes Erkenntnisprinzip des Naturrechts diese soziale Wesensnatur des Menschen, d. h. sein personales, durch die Begriffe Individuum—Gemeinschaft bestimmtes Wesensein. Die individuelle Person ist die begrifflich notwendige Voraussetzung jeder Gemeinschaft und Rechtsordnung. Denn Ordnung und Norm setzen einen willensfreien Normadressaten voraus. Sonst wäre eine Unterscheidung zwischen physikalischem Naturgesetz und ethischem Rechtsgesetz unmöglich. Ideal und zum Teil auch in der Wirklichkeit sind Sein der Ordnung und Sollen vereinigt, aber nicht immer und notwendig. Und der sozialphilosophische Materialismus, wie er im Bolschewismus seine konkrete Gestalt angenommen hat, ist deshalb so aberwitzig, weil man zwar die Masse noch materialistisch verstehen kann, nicht aber eine die Masse regierende Elite. Das personale Sein des Menschen ist allem positiven Rechte, zum wenigsten für die Konstituierung der Rechtsgemeinschaft vorgegeben. Das Personsein entsteht nicht durch den Willen des Staates: Die Integrität der personalen Seinssphäre ist geradezu Voraussetzung der Gemeinschaft und Rechtsordnung überhaupt. Dieses von Gott gegebene Personsein ist auch die Wurzel der Ehre, des guten Namens. Denn was bedeuten Ehre und guter Name anderes als Ausstrahlung des Personseins in die Rechtswelt. Sie sind die besondere Form des Rechtsgenossenseins. Ihre Verneinung wäre Verneinung von Gemeinschaft und Rechtsgenossenschaft. Auf dem Grund der Ebenbildlichkeit Gottes entsteht Gemeinschaft mit Gott und mit den Menschen.

Damit werden die natürlichen Gegebenheiten von Rasse, Volk und die Wandelbarkeit der Kulturbedingungen nicht geleugnet. Aber die Geistigkeit, Unsterblichkeit und Gottesebenbildlich-

keit der Seele bestimmen nicht bloß im allgemeinen die Rechtsfähigkeit und Möglichkeit einer Personengemeinschaft, sondern zeichnen auch im Wandel und Beharren der Natur- und Kulturfaktoren die bleibenden und unveränderlichen Wertformen ab, in denen das Naturrecht unmittelbar den Ansatz liefert für die Ausgestaltung der jeweiligen positiven Ordnung.

Obwohl aber das Naturrecht als dauernde Grundlage und Norm des positiven Rechts mit dessen größerer Vollendung gewissermaßen hinter den Vorhang des positiven Rechts zurücktritt, wie Rommen treffend sagt, und nur dann deutlicher in die Erscheinung tritt, wenn das positive Recht durch die Entwicklung der Lebensmächte und die Funktionsänderungen der Gemeinschaften zu objektivem Unrecht wird, so ist es doch immer wirksam. Erkenntnis und Bekenntnis zu dieser Tatsache ist ein Verdienst der neueren Rechtsphilosophie. Trotzdem dürfen wir uns aber Dietze gegenüber nicht verhehlen, daß auch innerhalb der neuen und gewandelten deutschen Rechtsphilosophie keineswegs alle Forscher geneigt sind, die Bewegung zum Naturrecht mitzumachen. Alte, nicht überwundene Hemmungen wirken noch zu stark nach. So hat noch jüngst auf der Tagung der Rechtshistoriker in Tübingen Walter Schönfeld die These aufgestellt, die spezifisch deutsche Möglichkeit, den Positivismus in der Rechtslehre zu überwinden, sei nicht der Rückgang auf die Naturrechtsauffassung, sondern sie habe vielmehr in der Romantik, namentlich in Schellings Philosophie ihre erste Verwirklichung gefunden. Schönfeld meint auch, daß die heutige Generation in ihrem geistigen Aufbruch aus der Ehe zwischen Kant und der Romantik stamme. Ja sogar der Nationalsozialismus habe diese Herkunft. Über Hegel sei er mit dem Faschismus verwandt.

Solche Äußerungen bestätigen unsern Hinweis, daß eine standfeste und fruchtbare Naturrechtslehre wesentlich von der Metaphysik abhängt, auf der sie gründet.

Joh. Bapt. Schuster S. J.

Mythos und Mysterium

Der Dichter Friedrich Alfred Schmid-Noerr will in einem großen Roman-

werk¹ den gesamtdeutschen Mythos darstellen, die Weltregierung des einen Gottes, der im ersten Abschnitt seiner Schöpfungsgeschichte die unmittelbare Weltsorge den Göttern anvertraut. Sie versagen, und im zweiten Abschnitt der Geschichte wird die Erde den Menschen gegeben. Sie werden erlöst und beglückt durch die Geburt des Sohnes Gottes. Das tragende Volk der Geschichte ist das deutsche, Erbe des Reichtums und der Geheimnisse der Vergangenheit, Hüter und Verwalter des neuen Offenbarungsgutes.

Einen Begriff von der Weiträumigkeit und der Innenpracht der Dichtung zu geben, ist schwierig. Es dürfte wohl kaum ein Motiv des deutschen Märchens, der Sage und der Göttermythologie des Nordens, ja fast des Abendlandes geben, das nicht irgendwie verwendet, sogar weitergebildet und entfaltet wäre, nicht in stofflicher Zusammenballung, sondern eingegliedert in den kunstvollen Großbau des Romans. Noch mehr: Auch die christlichen Gedanken von Gott, Weltordnung, Erlösung, Gnade, Leid, Seligkeit usw. sind ebenso deutlich ausgeführt. Zuweilen spüren wir hier protestantische Auffassungen, die aber nicht nur nicht katholikenfeindlich sind, sondern dem nachsinnenden Leser den Gedanken eingeben: Die katholische Lehre würde sich noch reiner in die Linien des mythischen Gemäldes einfügen. Der Dichter will an sich kein Geschichtsbild von der Entwicklung der Menschheit, insbesondere des deutschen Volkes geben; dennoch spielen die Auffassungen der Naturwissenschaft von der Entwicklung des Menschen aus dem Tier (bei der Gott schöpferisch eingreift) hinein. Auch das Verhältnis der Germanen zu Kelten, Römern, Juden wird dargestellt, nicht geschichtlich, aber ideenhaft. Kurz, die Fülle des Stoffes ist schier unübersehbar, aber gleichwohl geordnet.

Dazu kommt, daß dieser ganze Reichtum geschaut ist in dichterischen Gesichten, bildkräftig; der innere Sinn, das geistige Fühlen und Sehen zugleich waren im Dichter tätig und müssen es beim Leser sein, wenn er das Werk aufneh-

men will. Es war nicht das Nachdenken, die Fähigkeit, psychologische Analysen geben und Zusammenhänge erklügeln zu können, was den Dichter eigentlich bei seiner Arbeit leitete. Die Fülle der symbolischen Gestalten ist zum mindesten ebenso groß wie die des Stoffes, und immer wieder ist selbst der Theologe überrascht über die Sicherheit der Tiefenschau des Dichters, der in seinem Werk schließlich doch nur vom Verhältnis Gottes zur Welt spricht, deren Schöpfer und Ziel er ist.

An dritter Stelle muß von der Sprache die Rede sein. Es dürfte wenige Dichter geben, denen ein solcher Reichtum von Worten eignete, die gleich mühelos die Kunstmittel der altgermanischen und der neuen deutschen Dichtung — je nachdem es der Gehalt verlangt — zu verwenden, die das Seh-, Hör- und Fühlbare ebenso gut wie das innerlich Erlebbare auszudrücken vermöchten.

Natürlich wird es nicht an Stimmen fehlen, die das Unternehmen des Dichters ablehnen, die seinen Versuch eines Gesamtmythos des deutschen Volkes ein zyklisches Labyrinth, die seinen Tief Sinn kraus, seine Sprache überladen nennen; aber sie werden nicht der Dichtung gerecht. Daß zwar dieser Mythos des deutschen Volkes auch ein Mythos für das deutsche Volk werde, glauben wir nicht. Verhältnismäßig wenige Leser werden das umfangreiche Werk beginnen, noch weniger sich bis zum Ende durcharbeiten; aber auch damit ist noch nicht viel Entscheidendes gegen die Dichtung gesagt.

Das letzte Urteil kann allein gefällt werden, wenn man der Frage nachgeht, ob im Kunstwerk ein Mythos als voll durchgestaltete Wirklichkeit erscheinen oder ob er nur die Schönheit eines Fragments oder eines Torsos haben kann. Die letzten Kunstfragen werden hier angerührt, und wir beanspruchen nicht, sie lösen zu wollen. Einige Gedanken seien aber geäußert. Jedes Symbol weist über sich hinaus. Wir bedienen uns seiner nur so lange, als uns die Anschauung fehlt, also um sie zu ersetzen und an sie zu erinnern. So ist auch der Mythos wesentlich ein Ahnen nichtgeschauter Wahrheit. Der Dichter eines Mythos mag sich frei an seinen Symbolen erfreuen, mag selbst die Ge-

¹ Unserer Guten Frauen Einzug. Mythos der deutschen Welt. Das Märchen der deutschen Weihnacht. 12⁰ (662 S.) Leipzig 1936, Paul List. Pappbd. M 6.80.

burt Christi in den deutschen Wald verlegen (was doch immer ein kühnes Unternehmen bleibt und nur dadurch gerechtfertigt wird, daß er ein klares geschichtliches Ereignis in höherem Licht zeigen möchte), er mag Götter und Riesen, Unholde und Wichte, Tiere und Menschen zusammen handeln lassen, aber was er gibt, ist nur ein Hindeuten auf die Wahrheit, stamme sie nun aus natürlichem Wissen oder aus Offenbarung. In einer Zeit wie die Gegenwart, die das Zusammenwirken der verschiedensten Ursachen, die Verbindung des einzelnen mit Zeitgenossen und Ahnen, mit der biologischen, unorganischen, ja sphärischen Umwelt fühlend zu ergründen und zu ordnen sucht, ist es begreiflich, daß alles Ahnungsvolle, Stummdrängende und sehnsuchtsvoll Erwartete einen besondern Erkenntniswert erhält. Eine Reihe von Dichtern sahen und sehen es als reizvolle Aufgabe, Mythisches zu gestalten, in verschiedenster Form und Absicht. Aber wie Bilder und Gleichnisse verworfen werden, wenn wir von Angesicht zu Angesicht schauen, hat auch das Mythische nur bedingten und vorübergehenden Wert. Schon während unserer Lebenszeit, nicht bloß im Jenseits, hat der Mensch, der lebendige, ganze Mensch bessere Möglichkeiten, zu Gott vorzudringen und sein Weltbild zu formen. Die natürliche Erkenntnis Gottes, mag man einwenden, bleibt ohne Offenbarung meist auf der Stufe des ahnenden My-

thos. Doch ist ja Christus wirklich erschienen, nicht als mythische Gestalt, in ihm erfüllt der Geist Gottes den Erdkreis in Wahrheit und Macht, nicht als symbolisches Brausen.

So darf man in der Tat das Urteil sprechen: Aus dem nordischen Weltchaos formt Schmid-Noerr ein gewaltiges Dichtwerk, dessen Züge deutlich und undeutlich zugleich sind, dem Haupt Mimirs ähnlich, das, vom bleichen, geliehenen Licht des Mondes beschienen, sich halb aus dem dunklen Brunn der Tiefe hebt, das da leuchtet von eigener innerer Ahnung und göttlicher Erleuchtung von oben, — aber das Dunkel wird nicht erhellt, und die Rätsel werden nicht gelöst.

Mythos und Mysterium sind zwar verwandte Worte und haben verwandte Bedeutung. Aber wir denken bei Mythos mehr an unsere eigene mangelnde Erkenntnis, bei Mysterium an die alles Menschliche übersteigenden göttlichen Geheimnisse. Und dennoch kann die Tatsache der Offenbarung dieser Geheimnisse wie in hellem Tageslicht vor uns stehen, und unsere Anerkennung leisten wir nicht in dunklem Erschauern, sondern in kindlich vertrauender Demut. Diese Haltung bewahrt uns davor, das Göttliche zu vermenschlichen und zu entweihen, und an die Stelle eines von uns gestalteten Mythos tritt das von Gott in Christus und der Kirche uns geschenkte Mysterium.

Hubert Becher S. J.

Besprechungen

Philosophie

Hauptfragen der Metaphysik. Einführung in das philosophische Leben. Von Daniel Feuling O.S.B. 12^o (XIX u. 572 S.) Salzburg 1936, Anton Pustet. Kart. M 8.50

Der Untertitel des Werkes gibt gut seine besondere Eigenart. Im Unterschied zu den üblichen philosophischen Handbüchern löst es sich in die Dynamik lebendiger Rede. Feuling betont darum auch als seinen Standpunkt einen „Real-Idealismus“ (140) einer „Logik der lebendigen Vernunft“ als einer „Schau der Sachverhalte“ und also einer „gelebten Logik“ (336 f.), für die „einzig im Kon-

kreten ... das echte Sein sich findet“ (141). Aber dann ist es für diesen lebendigen Denker kennzeichnend, daß er zwar das Seiende wesentlich als „Tätig-seiendes“ faßt (539), aber doch so, daß das Wollen zuletzt „das Denken und Erkennen selbst“ ist, „sofern das Denken und Erkennen dieses in sich hat, zu dem zu sein, was es intentional vermeint“ (555). So führt sich ihm der „poietische“ Mensch als der Mensch „der nach außen gestaltenden Tat“ wie der „praktische“ Mensch als der Mensch „der innern Selbstbildung zu sittlichem Sein“ doch zuletzt auf den „metaphysischen Menschen“ der „metaphysischen Schau“ (564) zurück, und auch der „re-